

bsz

bärner studizytig

AZB CH-3012 Bern

bärner studizytig #19 März 2020

- **Grenzüberschreitungen im Westjordanland**
- **Schwitzen mal anders**
- **Die allgemeine Lebenserfahrung weisser Cis-Männer**
- **«Mir einen Regenbogen vorzustellen ist schwierig»**
- **Vater schafft's**
- **Fitness: Harder, Better, Faster, Stronger**
- **Im Gespräch mit Cathrine Liechti**



Be brave. Push boundaries.

Change the future of healthcare together with us.

At Roche, we are working towards one goal: solving some of the greatest challenges for humanity using science and technology. Every day, our work impacts the lives of millions of patients all around the world. Sounds thrilling and you are interested in seeing more?



https://go.roche.com/personalized_healthcare

By challenging conventional thinking and our wild curiosity, we have become one of the world's leading research-focused healthcare companies.

This would not be possible without brilliant students/PhDs/postdocs or recent graduates with a passion for:

- Natural Sciences/Life Sciences
- Digital Sciences
- Computer Sciences/IT
- Engineering
- Business

Be brave, take matters into your own hands. Apply at Roche for internships, trainee/fellowship programmes or entry-level positions. These development opportunities give you the chance to grow and make a difference to patients.

You own your career. The next step is yours!
genext.roche.com



Editorial

#19

Liebe Freund*innen schwedischer Holzerzeugnisse zur Aufbewahrung von Alltagsgegenständen

In der allgemeinen Astrophysik gilt: Der Apfel fällt nicht weit im Raum – global betrachtet. Doch lassen sich die unterschiedlichen Gattungen der Kernobstgehäuse bekannterweise schlecht vergleichen und so haben wir für diese Ausgabe in gewohnter Manier bezüglich Distanzen keine Schere gedeutet und sind in unterschiedliche Richtungen unterschiedlich weit ausgeschwärmt, um euch die erlesensten Früchte in diesem Korb, der da bsz #19 genannt wird, zu präsentieren. Fündig wird hier, wer sich sowohl für ausgereizten Kraftsport wie auch Untergrundsportarten der Universität Bern interessiert. Die einen ernten lieber die Früchte der äusseren Bewunderung, andere suchen eher nach einer Sportart zur Bekämpfung der studiumsbedingten bananerartigen Rückenhaltung oder, um einfach ihrem Selbstgefühl ein plumpes Fruchtgemüse zu sein (besonders nach verfressenen Winterferien) entgegen zu wirken.

Für uns allen, die wir uns den Alltag mit ewigen Tomaten auf den Augen nicht vorstellen können, einen Einblick in diese Herausforderung zu gewähren, präsentiert sich hier ein Porträt der anderen Art.

Dass mit den Kritischen Jurist*innen nicht gut Kirschen essen ist, wenn es um Geschlechterrollen in Fallbeispielen geht, machen sie in ihrem Gastbeitrag klar.

Vielleicht drehen gerade deshalb junge Paare die Geschlechterrollen um, wie mensch im Laden eine Mango umdreht, um ihre Reife zu überprüfen. Ebenjene Paare haben Berner Macher*innen des Dokumentarfilms «Von der Rolle» porträtiert. Wir haben uns den Film angeschaut und seine Reife geprüft.

Neben den lokalen Gewächsen bringen wir euch aber auch Weitgereistes. Etwa aus dem Westjordanland, denn dort wachsen nicht nur Datteln; auch Checkpoints schießen aus dem Boden.

Wer zu Hause einen Aprikosenbaum im Garten stehen hat weiss, dass gerade den jungen Trieben viel Platz geboten werden sollte. Das scheint auch die SP Köniz zu befolgen und ernannte Cathrine Liechi ihr jüngstes Mitglied im Parlament zu dessen Präsidentin. Wir trafen sie zum Gespräch – zwar nicht über den Anbau von Obst in den Gärten der Berner Agglomeration, dafür aber über alle anderen Aspekte der könizer Gemeindepolitik.

Ihr seht, liebe Leser*innen, es ist wieder reichhaltig angerichtet und wir hoffen euch wird ob der vielen Fructose nicht gleich schlecht. Für den massvollen Verzehr in kleinen Portionen empfehlen wir einen Kompott im Einmachglas.

Möge es euch zum Wohle reichen, oder in den Worten eines Schweizer Radiosatirikers: «Än Guete mitenand!»

ännet dr gränze 4

– Grenzüberschreitungen im Westjordanland

inägspienzlet 8

– Schwitzen mal anders

härägluegt 11

– Die allgemeine Lebenserfahrung weisser Cis-Männer

charaktergring 16

– «Mir einen Regenbogen vorzustellen ist schwierig»

gschnöigget 18

– Vater schafft's

vonanggno 19

– Harder, Better, Faster, Stronger

plöderlet 22

... mit Cathrine Liechi

wärweistä 26

grümschelichschttä 27

Titelbild: instagram, claire thomas

Grenzüber-schreitungen im Westjordanland

Als Ausländer*in geniesst man in Israel und den besetzten palästinensischen Gebieten grössere Reisefreiheit als die einheimischen Bewohner*innen, wie ich während drei Monaten als Menschenrechtsbeobachterin mit dem Ecumenical Accompaniment Programme in Palestine and Israel (EAPPI) immer wieder erfahren musste.

Andere Farbe, andere Behandlung

Die junge Frau neben mir im Bus kramt in ihrer Tasche herum und holt ein kleines grünes Büchlein heraus – ihre ID. Den Palästinenser*innen des Westjordanlands und des Gazastreifens wird eine grüne Karte ausgestellt, denjenigen aus Ostjerusalem eine blaue. In Kürze erreichen wir den Checkpoint Az Za'ayem – einer von 39 entlang der israelisch-palästinensischen Grenze, durch die die israelische Grenzwehr den Einlass von Personen aus dem Westjordanland in den besetzten palästinensischen Gebieten kontrolliert. Die Strasse führt nach dem Checkpoint allerdings nach Ostjerusalem, das die Palästinenser*innen als ihre Hauptstadt ansehen und 1980 von Israel annektiert wurde. In der Folge wurde dessen Bewohner*innen ein Sonderstatus als «permanent residents» in Israel verliehen. Dadurch verfügen sie in der Regel über grössere Reisefreiheit als die

restlichen Palästinenser*innen und haben die Möglichkeit, gewisse Sozialleistungen von Israel zu beziehen. Für die übrigen Palästinenser*innen kann es jedoch extrem schwierig sein, nur schon nach Ostjerusalem zu reisen – geschweige denn ins Ausland. Einen eigenen Flughafen gibt es nicht, weshalb die Palästinenser*innen in der Regel über Jordanien ausreisen müssen. Um vom Flughafen in Tel Aviv ins Ausland und zurück zu gelangen, müssen sie nebst dem Visum für das Reiseziel auch eine Bewilligung für die Einreise nach Israel beantragen. Eine weitere Hürde kann die teilweise fehlende Anerkennung der palästinensischen Nationalität durch andere Staaten darstellen. So erzählt mir unser Fahrer Ismael, dass er bei einem Besuch in Europa die Fähre von Finnland nach Schweden nicht reservieren konnte, weil die Option der palästinensischen Nationalität bei der Online-Buchung schlichtweg nicht vorhanden war.

Bau einer Mauer zur Landgewinnung

Inzwischen hat der Bus am Checkpoint angehalten, wo alle Passagiere aussteigen; einzig ältere Personen und Eltern mit kleinen Kindern bleiben sitzen – und ich, eine Ausländerin. Unsere Pässe und ID kontrolliert die israelische Grenzwehr im Bus selbst, während alle anderen die Sicherheitskontrolle am Checkpoint

«Einzig ältere Personen und Eltern mit kleinen Kindern bleiben sitzen – und ich, eine Ausländerin.»

zu Fuss durchlaufen müssen. So lautet die aktuelle Anweisung. Nachdem alle wieder eingestiegen sind, fährt der Bus weiter. Auf beiden Seiten der Strasse sehe ich Teile der West Bank Barrier, der Mauer, die die israelische Regierung nach einem Parlamentsbeschluss 2002 zu bauen begonnen hat und deren Verlauf 2004 vom Internationalen Gerichtshof gemäss Völkerrecht als illegal deklariert wurde. Bisher sind ca. 65% der Mauer fertiggestellt, wobei 85% davon innerhalb der besetzten palästinensischen Gebiete verlaufen und dafür Privatland von Palästinenser*innen konfisziert wurde. Seit Jahren an den europäischen Schengenraum und die Möglichkeit gewöhnt, ohne bürokratischen Aufwand einen Tagesausflug in ein Nachbarland zu machen, kommt mir das ständige Kreuzen von Checkpoints, Zäunen oder sonstigen Hindernissen der freien Durchfahrt auch nach mehr als zwei Monaten im Westjordanland seltsam vor. Dabei handelt es sich nicht nur um Eintrittspunkte nach Ostjerusalem oder Israel, sondern auch um Barrieren innerhalb der palästinensischen Gebiete. Bitter stösst mir dabei vor allem auf, dass ich mehr Bewegungsfreiheit geniesse als die Einwohner*innen dieser Gebiete, obwohl ich weder die israelische noch die palästinensische Staatsbürgerschaft besitze.

Die Reise nach Ostjerusalem habe ich an diesem Tag angetreten, um das dortige EAPPI-Team für eine Weile zu begleiten. An einem Freitag stationieren wir uns am Qalandia-Checkpoint, einer der Haupteingangspunkte für die Palästinenser*innen nach Ostjerusalem. Freitags begeben sich besonders viele Personen in die Stadt, um in der Al-Aqsa-Moschee in der Altstadt beten zu gehen. Wir möchten von jenen Personen, die von den israelischen Behörden zurückgewiesen werden, den Grund dafür herausfinden. Oft wissen es die Palästinenser*innen jedoch selbst nicht, da ihnen nicht immer eine Begründung mitgeteilt wird. Von einem frustrierten Familienvater und Geschäftsmann erfahren wir, dass er zurück-



Neuerichtung einer israelischen Siedlung

gewiesen wurde, weil seine Bewilligung nicht mehr gültig sei. Am Sonntag soll er bei den Behörden vorbeigehen, um sie zu erneuern. Am Sonntag beginnt aber die neue Arbeitswoche – das Wochenende, das der Geschäftsmann bei seiner Familie in Ostjerusalem verbringen wollte, ist somit vorbei. Während er also noch an diesem Tag die Rückreise antreten muss, ohne Ostjerusalem erreicht zu haben, laufe ich problemlos durch den Checkpoint und gelange wieder in das annektierte Ostjerusalem. Von dort kehre ich am nächsten Tag ins Jordantal zurück, wo ich den grössten Teil der drei Monate verbringe.

Aufgeteilte Kontrolle, geteilte Bevölkerungen

Die Reiseeinschränkungen in den besetzten palästinensischen Gebieten sind vorwiegend auf die letzten Abkommen zwischen der israelischen Regierung und der Palästinensischen Befreiungsorganisation (PLO), den Oslo-Abkommen von 1993 und 1995, zurückzuführen. Darin wurde unter anderem festgelegt, dass das Westjordanland in drei verschiedene Zonen aufgeteilt wird, A, B und C. Zone A, die hauptsächlich urbane palästinensische Gebiete umfasst, steht unter der Kontrolle der palästinensischen

«Wir werden kolonisiert,
nicht besetzt.»



EAPPI-Team beim Beobachten einer
Hausbeschlagnahmung

Die Angst dürfte viele Israelis davon abhalten, diese Orte zu betreten und damit mit ihren Nachbar*innen in Kontakt zu kommen.

Behörden. Bei der Zone B handelt es sich um eine Mischform, wobei die palästinensischen Behörden für zivile Angelegenheiten zuständig sind, während die Sicherheit unter mehrheitlich israelischer Kontrolle steht. Zone C, die mehr als die Hälfte des Westjordanlands ausmacht und viele ländliche Gemeinden sowie Beduinengemeinschaften umfasst und in der sich die israelischen Siedlungen befinden, steht unter israelischer Militär- und Zivilkontrolle. Da es sich bei den A-Zonen um kein zusammenhängendes Gebiet handelt, müssen sich Palästinenser*innen aus den grösseren Stadtzentren automatisch in israelisch kontrolliertes Gebiet begeben, sobald sie ihren Wohnort verlassen. Im

Gegenzug wird Israelis jeweils auf grossen roten Schildern mitgeteilt, dass ihnen das Betreten der A-Zonen gemäss israelischem Gesetz verboten ist, zumal sie sich dabei in Gefahr begeben. Die Angst dürfte viele Israelis davon abhalten, diese Orte zu betreten und damit mit ihren Nachbar*innen in Kontakt zu kommen.

Frustrierende Begegnungen

Barrieren säumen somit nicht nur die Grenze zwischen den besetzten palästinensischen Gebieten und dem Staat Israel, sondern existieren auch innerhalb des Westjordanlands. So muss man von einer palästinensischen Stadt in die nächste trotz sehr kleiner Distanzen je nach Ver-

kehr mit einer langen Reisezeit rechnen. Zur von der israelischen Regierung eingeschränkten Reisefreiheit kann zudem das Verhalten einzelner Soldaten*innen erschwerend hinzukommen. Ismael schildert uns eine solche Erfahrung, als er einmal um zwei Uhr nachts nach der Arbeit auf dem Rückweg am Hamra-Checkpoint im Jordantal vorbei musste. Ein Soldat, der die vorbeifahrenden Autos dort kontrollierte, hielt ihn an, um seine ID zu kontrollieren. Ismael erhielt seine ID jedoch nicht mehr zurück, sondern wurde vom Soldaten aufgefordert, ihm in der nächsten Ortschaft Zigaretten zu kaufen – oder bis zum Morgengrauen zu warten, bevor er seine ID zurückerhalten würde. Ismael entschied sich für das Warten, um nicht dem Druck des Soldaten nachzugeben. Er war ohnehin mit seiner Arbeit fertig und konnte im Auto schlafen. Nach ein paar Stunden begann er sich jedoch Gedanken um seine Mutter zu machen, die in der Nacht aufwachen könnte und sich seinetwegen Sorgen machen würde. Zähneknirschend entschloss er sich dazu, die Zigaretten holen zu gehen und erhielt so

schliesslich seine ID zurück. Die Demütigung hat er so schnell jedoch nicht vergessen können.

Die eingeschränkte Bewegungsfreiheit hat Mahmoud, einen ehemaligen Busfahrer, sogar dazu gebracht, seine Arbeit aufzugeben. Jeden Tag fuhr er mit seinem Bus von Tubas im Norden des Jordantals an die nächstgelegene Universität, wofür er drei verschiedene Checkpoints durchqueren musste. An jedem dieser Checkpoints wurde er jeweils angehalten und musste teilweise bis zu zwei Stunden warten, bis er weiterfahren durfte. Mit der Zeit begannen die Passagiere auszusteigen und den Rest des Weges zu laufen, da sie so schneller ans Ziel gelangten. Mahmoud verlor damit seine Einnahmen für den Tag, wodurch sich diese Arbeit für ihn nicht mehr auszahlte. Auf solche Ereignisse kann man sich jedoch nicht immer im Vorhinein einstellen, da das israelische Militär auch sogenannte fliegende Checkpoints einsetzt, bei denen jeweils Militärautos oder andere temporäre Barrieren eine Strasse blockieren und Soldat*innen die vorbeifahrenden Autos kontrollieren.

Solchen fliegenden Checkpoints begegnen wir auf unseren Fahrten durch das mehrheitlich als Zone C deklarierte Jordantal immer wieder.

Freiluftgefängnis

Die Einschränkungen des Landzugangs für Palästinenser*innen ist jedoch nicht nur auf die Oslo-Abkommen zurückzuführen, sondern wird bis heute konstant ausgeweitet. Dazu benutzt die israelische Regierung respektive das israelische Militär verschiedene Strategien, wie zum Beispiel das Ansiedeln von jüdischen Einwohner*innen, das Errichten von Naturschutzgebieten oder die Beschlagnahmung von privatem Land. Im Jordantal fahren wir beinahe jeden Tag an solch einem Beispiel vorbei: Die sogenannte «buffer zone», die neben der jordanischen Grenze als geschlossene Militärzone eingerichtet wurde. Diese Zone schränkt auch den Zugang zum Jordanfluss ein, der nur noch durch das Passieren einer israelischen Kontrolle möglich ist. Um diese zu errichten, wurden ganze Dorfgemeinschaften für militärische Zwecke aus dem betroffe-

nen Gebiet vertrieben, wie uns Hirten aus dem nördlichen Jordantal erzählen. Jahre später konnten sie schliesslich beobachten, wie einigen israelischen Siedler*innen Zugang zur Buffer Zone gewährt wurde, um dort Land zu kultivieren. Diese Praxis löste bei den Hirten nur noch Kopfschütteln aus. Zu oft wurde ihnen vom israelischen Militär «Sicherheit» als Begründung für die Landenteignung angegeben, nur damit das Land danach für Siedlungszwecke gebraucht wurde, wie die palästinensische Menschenrechtsorganisation Al-Haq dokumentiert. Die bereits limitierte Bewegungsfreiheit der Palästinenser*innen und damit auch der Zugang zu Arbeit, Gesundheitsversorgung oder anderen Dienstleistungen wird konstant eingeschränkt, wodurch der existierende Lebensraum immer stärker an ein Gefängnis im Freien erinnert. Eine palästinensische Anwältin aus dem nördlichen Jordantal beschrieb es folgendermassen: «Wir werden kolonisiert, nicht besetzt.» **text: martina peter; bilder: thaer njoom, martina peter**

Schwitzen mal anders

Wo Bretter wackeln und Köpfe punkten: Ein winterspeckgetriebener Erfahrungsbericht aus den Tiefen des Unisport-Angebots

Es ist Ende Januar und ich sitze eingemummelt in Duvet und Kissen in meinem Bett vor dem hellen Computerbildschirm. Ich fühle mich faul und träge. Kein Wunder, nach den letzten Wochen: Erst die Weihnachtstage, an denen auch ohne schlechtes Gewissen mal ordentlich zugeht werden darf, dann der Januar mit Lernstress und all dem «Brainfood»-Knabberzeug, um die Motivation immerhin ein bisschen aufrecht zu erhalten, schliesslich die Frustschokolade oder eben das Gönnerbier nach der Prüfung. Tja, und so sitze ich jetzt vor meinem Laptop und durchforste das Unisport-Angebot nach Möglichkeiten, die Winterkilos loszuwerden. Während ich alle Angebote von A-Z durchscrolle, stolpere ich aber hier und da über unbekannte Namen. Was ist bitteschön Syboba, wie funktioniert Headis, und ist Antara ein fernöstlicher Kampfsport oder eher sowas wie eine Yoga-Entspannungstechnik? Von der Neugier gepackt und um für alle Studis, die sich unter diesen Namen auch nichts vorstellen können, mal Licht ins Dunkel zu bringen, habe ich diese wohl eher unpopulären Unisportangebote ausprobiert.

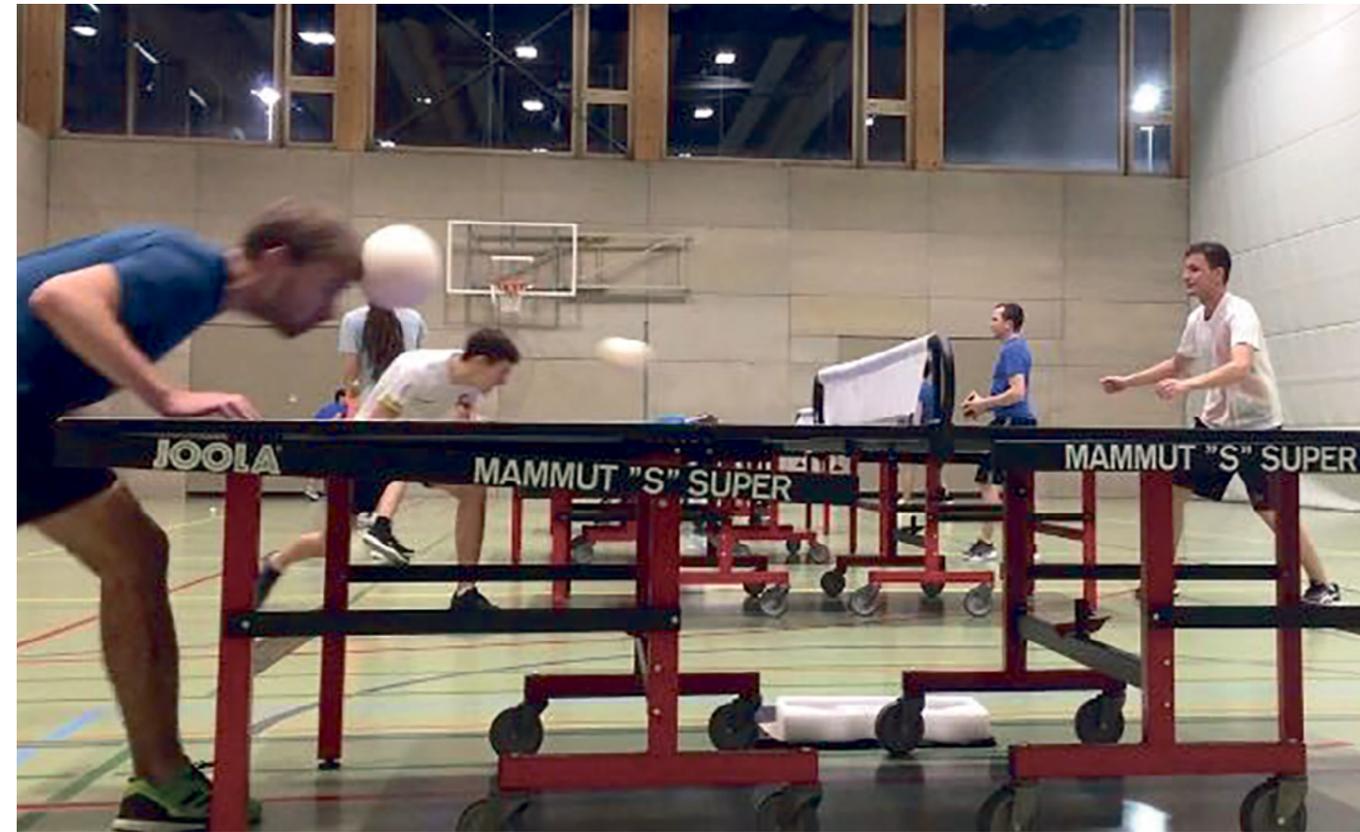
Das erste Mal auf dem Brett

Es ist ein grauer Semesterferien-Montagmittag und ich stehe im Atrium 12 an der Fabrikstrasse. «Ist das dein erstes Mal auf dem Brett?», fragt mich die Leiterin des Sybopakurses. Ich nicke. Sie zieht die Augenbrauen hoch und die Luft zwischen

ihren Zähnen scharf ein. «Na dann, schauen wir mal», meint sie. Diese Aussage und Gestik verunsichern mich ein wenig, aber so ein bisschen balancieren kann ja nicht so schwer sein, denke ich mir. Neugierig schreite ich zum Material, das neben der Tür bereit liegt. Mit meiner Blechrolle, einem Holzbrett und einer Gymnastikmatte stelle ich mich auf. Das Brett gehört auf die Rolle und ich anscheinend auf das Brett. Schon das erste Aufsteigen ist nicht leicht. Schliesslich schaffe ich es, mich für mehrere Sekunden auf dem Brett zu halten, und dann geht es auch schon los. Wir imi-

tieren die Kniebeugen und Streckungen der Leiterin und balancieren dabei ständig auf diesem wackeligen Brett. Um das Gleichgewicht zu halten, schaue ich auf meine Füsse und dabei löst sich endlich das Rätsel um des Kurses Namen: Auf dem Brett steht «System Power Balance», Syboba eben. Das gesamte Training dauert eine Stunde und dabei machen wir verschiedenste Kraftübungen wie Kniebeugen, Rückenbeugen und Liegestützen, und immer hat die Leiterin eine kreative Idee, wie wir Brett und Rolle miteinbeziehen können. Ich muss mich ständig konzentrieren, um

Erste Balanciersuche auf dem Sybobabrett werden auch zu zweit geübt.



Zwei gezielte Kopfangriffe im Headis.

nicht vom Brett zu rutschen. Der Balanceakt soll die vielen kleinen Stabilisationsmuskeln in meinem Körper stärken. Zum Schluss versuchen wir noch, einfach auf dem Brett zu sitzen, ohne mit den Füssen oder Händen den Boden zu berühren. Ich habe keine Chance. Am Ende der Stunde bin ich nassgeschwitzt. Den Muskelkater von dieser einen Sybobastunde spüre ich noch drei Tage lang in den Beinen. Das «bisschen Balancieren», das von aussen wie einfache Zirkusübungen ausschauen mag, lässt mich jede Treppe verfluchen, die in den folgenden Tagen meinen Weg kreuzt.

Kopfvoran

Was sich hinter der Sportart Headis verbirgt, lässt das Foto auf der Uniwebsite vermuten: Es sieht aus wie Tischtennis, wobei aber der Kopf als Schläger dient. Der Ball ist dafür gnädigerweise etwas grösser als ein Ping-Pong-Ball und aus Gummi. Die Sportart wurde vor ungefähr drei Jahren das erste Mal im Unisport angeboten, fiel aber ab und an auch wieder aus dem Programm, da die

Teilnehmer*innenzahl doch eher überschaubar blieb. Heute wird Headis gemeinsam mit normalem Tischtennis mittwochsabends in der Sporthalle 4 angeboten.

Auf den ersten Blick sieht es aus, als wäre diese Sportart dazu gemacht, zu viele Synapsenbildungen in Student*innengehirnen nach einem langen Lerntag zu verhindern, indem sie das Gehirn durch ständige Kopfballangriffe durchschüttelt. Ich bin nicht gerade eine Weltmeisterin im Tischtennis und nun das Ganze noch mit Stirn, Schädeldecke und Schläfen zu bestreiten – keine leichte Aufgabe. Ein Spiel endet mit 11 Punkten und es sind keine Anspiele übers Kreuz nötig. Körperkontakt mit dem Tisch ist erlaubt, was teilweise echt wichtig ist, um sich abzustützen und beim Kopfball nicht das Gleichgewicht zu verlieren. Hier und da passieren aber auch mal wilde Hechtsprünge auf die Tischplatte, um den Ball noch zu erwischen. Mein Spielpartner geht sogar so weit, dass er für einen fieseren Angriff ganz auf den Tisch springt, um zu «smashen». Nach den ersten Run-

den muss ich mir eingestehen, dass diese Sportart, die auf den ersten Blick eher nach einer Bier-Idee aussieht, doch ziemlich herausfordernd ist. Koordinativ verlangt mir Headis einiges ab und ich kämpfe darum, den Ball so zu erwischen, dass er auch wirklich auf der gegnerischen Tischplatte landet. Am meisten merke ich die Anstrengung aber in den Beinen: Damit der Kopf tief genug für einen Konterangriff sitzt, muss man sich immer in den

Körperkontakt mit dem Tisch ist erlaubt.

Knien unten halten. Zum Abschluss spielen wir wie im gängigen Tischtennis ein «Ründelen»: Alle laufen um den Tisch und spielen mit einem Ball, wer einen Fehler macht, fliegt raus. Und ich schwöre euch, sowas ist zehnmal schwieriger beim Headis als beim Ping-Pong.



Die Streckung der Rückens ist in fast jeder Antaraübung zentral.

Sich den Rücken stärken

Die dritte mir unbekannt Sportart, der ich auf den Grund gehen will, nennt sich Antara. Im Raum Beta des Atrium 12 stehen wir alle auf einer roten oder grünen Gymnastikmatte. Zu weicher Musik imitieren wir die Streckübungen, welche die Kursleiterin vorzeigt. «Und in die Länge ziehen, immer länger muss der Rücken werden», mahnt Marlies Leuenberger, ausgebildete Antara-Leiterin. Was mit einfachen Dehnübungen beginnt, wird mit der Zeit immer anstrengender. Der Fokus liegt ständig auf der inneren Muskelspannung. Erst nach einer halben Stunde wird mir so richtig warm. Die für Antara charakteristischen Abfolgen von funktionellen Bewegungssequenzen, die kontinuierlich gesteigert werden können, erlauben allen Teilnehmenden, die Intensität des Trainings selbst zu definieren. Laut der Webseite Smartgym von Antara Instruktorin Claudia Vetter steht bei Antara das Core-System, die tiefste Muskel-

Was mit einfachen Dehnübungen beginnt, wird mit der Zeit immer anstrengender.

schicht des Rumpfes, im Zentrum. Das Core-System ist verantwortlich für die Stabilität, die Stärkung und damit den Schutz des Rückens. Dass dieses Training besonders für den Rücken von grossem Wert ist, bestätigt mir auch Jürg (46): «Wegen schlimmer werdenden Rückenschmerzen habe ich mit Antara angefangen, und es hat tatsächlich geholfen. Auch wenn es beim Zuschauen vielleicht nicht anspruchsvoll aussieht, die innere Rückenmuskulatur profitiert sehr von diesem Stabilitätstraining». Dies erklärt auch die grosse demografische Vielfalt im Kurs: junge Student*innen, Arbeitstätige und Rentner*innen antaren Matte an Matte. Marlies Leuenberger nennt es ihr persön-

liches Ziel, den Teilnehmer*innen ein sowohl entspannendes als auch stärkendes Trainingserlebnis bieten zu können. Wenn der Rücken vom vielen Studieren und Bildschirmglotzen reklamiert, könnte Antara genau das richtige Training sein. Auch wer sich für eine Stunde von der Hektik des Alltags lösen will und im Yogakurs keinen Platz mehr ergattert, wird beim Antara den Raum für kraftvolle Entspannung finden.

Mein Fazit: Es lohnt sich, dem riesigen Unisport-Angebot mehr Neugier entgegenzubringen. Hinter manchen kuriosen Namen könnten sich gar neue sportliche Leidenschaften verbergen. **text: lisa linder, bilder: lisa linder, Unisport Bern**

Die allgemeine Lebenserfahrung weisser Cis-Männer

Jurist*innen entscheiden über Schicksale anderer Menschen. Oftmals begründen sie dies mit ihrer «Lebenserfahrung». Eine Reflexion über verinnerlichte Stereotypen wäre hierbei unabdingbar – fehlt im Jus-Studium aber gänzlich.

«Chantal Danielle geht mit ihrer fünfjährigen Tochter Jacqueline Cheyenne auf den Spielplatz. Dort setzt sich Chantal Danielle auf eine Parkbank und checkt auf ihrem Smartphone die Profile ihrer bevorzugten Influencerinnen. Jacqueline Cheyenne streitet sich derweil mit Dustin Liam, weil dieser sie nicht mit seinem Bagger spielen lassen will. Chantal Danielle blickt kurz auf und schreit: „Jacqueline, nerv nicht!“ Angelina Caprice, die Mutter von Dustin Liam stapft zu Chantal Danielle hinüber, schlägt ihr das Smartphone aus der Hand und schreit sie an, sie solle auf ihre Göre aufpassen. Das Display von Chantal Danielles Smartphone zerspringt, woraufhin diese aufsteht und sich anschickt, Angelina Caprice ihre Michael Kors Tasche ins Gesicht zu schleudern.»

Was wie das Skript einer Folge «Frauentausch» aussieht, ist in Tat und Wahrheit ein Ausschnitt aus einem Übungsfall, der im Jus-Studium an der Uni Bern verwendet wird. Übungsfälle dienen dazu, Gesetze nicht nur abstrakt kennenzulernen, sondern auch an konkreten Beispielen zu üben. Deren Inhalte strotzen oft nur so von Stereotypen, darum haben wir als Kritische Jurist*innen uns dazu entschlossen, diese Fälle etwas genauer zu untersuchen.

Eifersuchtsdramen und Parfums

Im obigen Ausschnitt werden zwei Frauen mit stereotypischen Namen einer unterprivilegierten Schicht gezeigt, welche wie selbstverständlich ihre Kinder nicht erziehen können und Konflikte mit

A ahnte seit längerem, dass seine Gattin B eine Affäre unterhielt. Obwohl A keinerlei stichhaltige Indizien hatte, verdächtigte er seinen Vorgesetzten C. Er fuhr in der folgenden Nacht zur Wohnung des C und befestigte am Unterboden des Fahrzeuges eine Handgranate. Er konstruierte es so, dass die Handgranate erst dann detoniert, wenn genügend Gewicht (mind. 40 kg) auf den Fahrersitz gelangt.

Was wie das Skript einer Folge «Frauentausch» aussieht, ist in Tat und Wahrheit ein Ausschnitt aus einem Übungsfall, der im Jus-Studium an der Uni Bern verwendet wird.

Gewalt lösen müssen. Aber auch in anderen Übungsfällen zeigen sich seltsame Tendenzen: Logischerweise haben Männer ständig das Bedürfnis, ihre fremdgehende Frau oder deren Liebhaber umzubringen, verlieben sich aber selbst ganz automatisch in jüngere Frauen. Eine grosse Anzahl Männer mag schnelle Luxusautos, Frauen hingegen kaufen am Laufmeter Parfums.

Das Problem zeigt sich aber nicht nur in einzelnen Beispielen, sondern auch, wenn das Ganze quantitativ betrachtet wird: Ganz abgesehen davon, dass über 70% der dargestellten Personen Männer sind, werden diese zudem viel häufiger als Frauen* als aktiv handelnde Akteure

wir auch, dass in weniger als 15% aller Fälle überhaupt eine geschlechtergerechte Sprache verwendet wird.

Arbeit mit Vorurteilen

Doch weshalb ist das überhaupt wichtig? Tatsache ist, dass die verwendete Sprache zwar teilweise gewisse Realitäten spiegelt, vor allem aber auch Realitäten schafft, denn Worte und Bilder prägen unser Denken – ganz besonders die in der Ausbildung verwendeten. Stereotype Bilder bleiben in unseren Köpfen hängen, schaffen neue Vorurteile und bestätigen bereits bestehende.

ergründen möchten, weshalb jemand in bestimmter Weise gehandelt hat und ob dies nachvollziehbar sei, stützen sie sich oftmals auf die sogenannte «allgemeine Lebenserfahrung». So soll beurteilt werden, was sich eine Person in einer bestimmten Situation wohl gedacht haben könnte, wenn dies nicht beweisbar ist. Die «allgemeine Lebenserfahrung» stützt sich weder auf wissenschaftliche Daten noch auf eine vertiefte Auseinandersetzung mit einer Person, sondern einzig und allein auf die inneren Überlegungen der Richter*in. Doch wie will ein gut situierter, weisser, heterosexueller Cis-Mann einfach so wissen, was die «allgemeine Lebenserfahrung» einer geflüchteten Person, eines Transmenschen oder einer Sozialhilfebeziehenden ist, gerade wenn seine einzige Kenntnis dieser Menschen aus klischierten Übungsfällen stammt? Wie will er deren Handlungen nur ansatzweise nachvollziehen können, wenn er die ihm vermittelten Stereotypen niemals hinterfragt?

Reflexion im Studium fehl am Platz

Richter*innen und Staatsanwält*innen sind grossmehrheitlich Jurist*innen, zudem haben mindestens 51 Mitglieder der Bundesversammlung ein Jusstudium absolviert. Wenn darin Stereotypen reflektiert und Klischees aufgebrochen würden, könnte dies also einen echten Einfluss auf unsere Gesetze und die dazugehörige Rechtsprechung haben. Durch eine sorgsame und respektvolle Verwendung von Sprache und Bildern könnten sich stereotype Rollenbilder aufbrechen lassen und diskriminierungsfreie und emanzipatorische Bilder vermittelt werden.

Günter Fuchs (F) ordert bei Autohändler Claudio Regazzini (R) einen neuen Ferrari Testarossa, wobei die beiden vereinbaren, dass R den Wagen zu F's Landsitz bringen soll. Als R durch den Park des F fährt, lässt er sich von dessen am Pool sonnenbadenden Tochter ablenken.

porträtiert. Frauen* erscheinen ausserdem sehr oft in einem Abhängigkeitsverhältnis zu einem Mann. Zwar werden Männer und Frauen etwa ähnlich oft in Machtpositionen dargestellt, dennoch werden Männernamen etwa doppelt so oft mit einem Beruf verknüpft wie Frauennamen (zum Beispiel Rechtsanwalt Rudi Rüssel), was einen prägenden Effekt auf die Wahrnehmung der Person als berufstätig hat. Und wenn wir zu guter Letzt die Sprache betrachten, sehen

Gerade in einem juristischen Kontext ist das höchst problematisch: In der Anwendung von Gesetzen spielen Vorurteile eine grosse Rolle. Bekanntestes Beispiel ist wohl das «Racial Profiling», welches dazu führt, dass People of Colour deutlich häufiger durch die Polizei kontrolliert werden, da viele Polizist*innen das Vorurteil haben, diese seien vermehrt kriminell. Auch vor Gerichten sind Vorurteile allgegenwärtig. Wenn Richter*innen nämlich



A ist seiner Ehefrau E, mit der er seit über 30 Jahren verheiratet ist, überdrüssig geworden. Als ihm bei der Arbeit eine neue junge Kollegin zur Seite gestellt wird, reift in ihm der Entschluss, seine Ehefrau für immer los zu werden.

Dies wird so offenkundig unterlassen, dass es kaum ein Versehen sein kann. Die erwähnten Übungsfälle sind dafür nur ein Symptom. Im fakultären Gleichstellungsplan werden Lehrinhalte und Sprachverwendung beispielsweise nicht einmal erwähnt. Ein Nebenfach oder fakultätsexterne Veranstaltungen müssen nicht besucht werden, so muss man sich auch nicht mit fachfremden Gedanken oder Student*innen auseinandersetzen. Und schliesslich wird die durch Gesetze ausgeübte Macht schon gar nicht thematisiert, sondern einzig und allein die technische Anwendung der Normen geübt – reflektiertes Handeln würde einer wirksamen Klassenjustiz ja auch nur im Wege stehen. **text: Beni Stückelberger (Kritische Jurist*innen); illustration: lisa linder**

Über die Autorenschaft

Die Kritischen Jurist*innen Bern sind eine Gruppierung, bei der sich Studierende und (junge) Jurist*innen, aber auch alle sonstigen Interessierten treffen, um gemeinsam das herrschende Rechtssystem kritisch zu hinterfragen. Mehr dazu: <https://www.facebook.com/kritJurBern/>.



Religiöse Tourist*innen lassen sich im Jordanfluss (erneut) taufen. Jordanfluss mit Blick auf die andere Seite der Grenze nach Jordanien.

«Mir einen Regenbogen vorzustellen ist schwierig»

Die Bernerin Daniela Moser ist seit ihrer Kindheit blind. Deshalb profitiert sie besonders von der Digitalisierung.

Der Mensch verlässt sich meistens darauf, was er sieht. Daniela Moser nicht – sie verlässt sich auf ihr Gehör und ihren Tastsinn, denn sie ist von Geburt an blind. Sie sitzt in der Küche ihres Elternhauses in Walkringen und schenkt sich ein Glas Wasser ein. Dabei hält sie ihren Finger ins Glas, um die Menge abzumessen. Einer der vielen kleinen Tricks, den sie für den Alltag ohne Augenlicht braucht.

Die 26-jährige Bernerin wirkt lebensfroh. Das war nicht immer so: Als Kind hatte sie eine schwere Zeit. Sie wurde dutzende Male an den Augen operiert und verbrachte viel Zeit im Spital. Statt auf dem elterlichen Hof herumzutollen, musste sie dann oft im Haus bleiben. Seit sie fünf Jahre alt ist, ist sie auf dem linken Auge komplett blind. Mit dem rechten Auge kann sie Farben erkennen und zwischen hell und dunkel unterscheiden. Moser erkennt zum Beispiel einen Fussgängerstreifen als gelben, verschwommenen Fleck am Boden. Die Ampel hingegen ist zu weit weg,

als dass sie die Lichtsignale wahrnehmen könnte. Personen, die ganz nahe neben ihr sitzen, erkennt sie als dunkle Kontur. In der Blindenschule Zollikofen und in der Lehre als Kauffrau nagte die Frage «Warum gerade ich?» immer wieder an ihr. Andererseits kenne sie nichts anderes, sagt sie im Gespräch: «Für jemanden, der erst im Laufe seines Lebens erblindet, muss es viel schlimmer sein.»

Obwohl Moser nichts sehen kann, zeichnet sie für ihr Leben gern. «Wenn Du willst, zeichne ich Dir ein Pferd», sagt sie. Ein Tier könne sie anfassen und gewinne dadurch eine gewisse Vorstellung davon. Auf dem Papier sehe das Pferd zwar etwas abstrakt aus, aber das sei für sie nicht wichtig: «Ich habe meinen eigenen Weg gefunden, wie ich zeichne.» Schwierig wird es bei Motiven, die Moser nicht berühren kann: «Mir einen Regenbogen vorzustellen ist sehr schwierig.» Ihn zu zeichnen sei deshalb eine Herausforderung. Trotzdem probiert sie auch das. Nebst dem Zeichnen

hört Moser sehr gerne Hörbücher, liest und singt in zwei Jodlvereinen. Im Winter stehe sie gerne auf die Ski. Dabei wird sie von einer eigens dafür ausgebildeten Person begleitet, die hinter ihr fährt und Anweisungen gibt. «Dafür braucht es viel Vertrauen in die Begleitperson», sagt Moser. Auch zum Joggen habe sie endlich jemanden gefunden, der sie begleitet. Die Suche dauerte lange, weil nur wenige es sich zutrauen, mit einer blinden Person joggen zu gehen.

Moser arbeitet beim Blinden- und Sehbehindertenverband. «Für blinde Menschen ist es nicht einfach, eine Arbeitsstelle zu finden», sagt sie. Arbeitgebende könnten sich oft nicht vorstellen, dass eine blinde Person eine Tätigkeit genauso zufriedenstellend ausführen kann wie eine sehende Person. «Bei den Arbeitgebern herrscht noch eine grosse Berührungsangst», so Moser. Dabei haben Arbeitgebende keinen zusätzlichen Aufwand, wenn sie eine blinde Person anstellen. Die Beschaffung der Hilfsmittel, wie die Sprachausgabe auf dem



In ihrem Bauernhaus in Walkringen kennt Daniela Moser jeden Winkel – ein Umzug in die Stadt kommt für sie deshalb nicht infrage.

Computer oder die Braillezeile, sei Aufgabe der blinden Arbeitnehmer und werde von der Invalidenversicherung übernommen.

Der Bauernhof der Familie Moser, der seit zwanzig Jahren nicht mehr betrieben wird, liegt etwas abgelegen auf einem Hügel oberhalb von Walkringen. Wäre es für Moser nicht praktischer, in der Stadt zu wohnen, wo sie auch arbeitet? «Ich bin in Walkringen aufgewachsen und kenne das Haus sehr gut», sagt Moser. Sich hier zu orientieren ist für sie kein Problem. In einer neuen Wohnung müsste sie zuerst lernen, sich zurechtzufinden. Dafür gibt es eigens Dienstleistungen, die Blinde in Anspruch nehmen können. Während solchen Trainings lernt die blinde Person zudem, wo sie in der Nähe einkaufen kann und wo die Verkehrsanschlüsse sind. «Es ist alles lernbar», sagt Moser.

Moser ist beruflich oft mit dem Zug unterwegs. Ihre wichtigsten Hilfsmittel sind dabei der Blindenstock und ihr Smartphone. Menschen, die nicht gut se-

hen, profitieren stark von der Digitalisierung. Zahlreiche Apps werden eigens für ihre Bedürfnisse entwickelt. Der Schweizerische Sehbehindertenverband (SBV) betreibt beispielsweise den «E-Kiosk», eine App, die sehschwachen Menschen Zugriff auf über 70 Zeitungen und Magazinen verschafft und sie ihnen vorliest.

Doch auch die integrierte Sprachausgabe ihres Smartphones leistet Moser gute Dienste: Sämtliche wichtigen Informationen kann sie sich vorlesen lassen, zum Beispiel die Gleisnummer ihres Zuges auf der SBB-App. Früher musste sie fremde Leute am Bahnhof ansprechen, damit sie ihr auf der Anzeigetafel die Gleisnummer ablesen konnten. Heute zückt sie einfach ihr Handy, wenn sie am Perron steht. Und kann sie in einer Alltagssituation doch einmal nicht auf sehende Augen verzichten, zum Beispiel, wenn sie vor dem Küchenschrank steht und zwei unterschiedliche Dosen nicht auseinanderhalten kann, benutze sie die App «Be my eyes».

Die App nimmt per Videoanruf Kontakt mit einer sehenden Person auf, die dann Rat geben kann.

Um Nachrichten auf dem Handy zu schreiben, braucht Moser die Brailleschrift. Dabei erscheinen die sechs Punkte der Brailleschrift auf dem Bildschirm anstatt der herkömmlichen Buchstaben. Am Küchentisch lässt sie sich ein SMS vorlesen und stellt ihr geübtes Gehör unter Beweis. Die Sprachausgabe ist so schnell eingestellt, dass nur Moser etwas versteht. Über die verblüffte Reaktion der Autorin muss sie lachen. Dass sehbehinderte Menschen besser hören können als sehende, glaubt Moser aber trotzdem nicht: «Wer gut sehen kann, braucht bloss sein Gehör zu wenig.» **text: céline rüttimann; bild: adrian moser**



Vater schafft's

Theo mit seinem Sohn.

Der Dokumentarfilm «Von der Rolle» der Schweizer Filmemacherin Verena Endtner und des Produzenten Dan Riesen zeigt auf unspektakuläre Weise, dass Familie auch anders geht.

Im Film werden drei junge Familien mit Kindern in ihrem Alltag begleitet. Alle drei haben sich bewusst für eine andere Rollenverteilung als die traditionelle – der Mann als Brotverdiener, die Frau als Kindererzieherin – entschieden. Eines der Paare dreht das klassische Modell um, indem der Mann sich um den Haushalt und die Kinder kümmert. Die beiden anderen hingegen leben ein hybrides Modell aus, in dem die Aufgabenteilung je nach Bedürfnissen und Gegebenheiten erfolgt. Die Eltern sprechen dabei über ihre Beweggründe, die Herausforderungen und Hindernisse bei der konkreten Umsetzung, die gesellschaftlichen Reaktionen und die Auswirkungen davon auf ihr Familienleben. Die Porträts bleiben unkommentiert und werden durch Comic-Einschübe untermalt.

Durch die Offenheit der Paare, die auch Konflikte, Schwierigkeiten und schöne Momente mit den Zuschauer*innen teilen, ermöglichen sie einen authentischen Einblick in Familien mit anderen

Rollenverteilungen. Gerade weil viele der alltäglichen Probleme, Sorgen und Konflikte die gleichen wie bei «Ottonormal-Familien» sind, haftet dem Film etwas sehr Bodenständiges an. Gleichzeitig müssen sich die porträtierten Familien im Vergleich viel häufiger gegenüber Freund*innen, Familie oder Bekannten für ihr Modell erklären. Zudem wird im Film das aufwendige Aushandeln der Pflichten aufgezeigt, welches bei einer Familie mit traditioneller Rollenverteilung wegfällt. Trotzdem scheinen die drei Familien einen Mehrwert aus ihrer Lebensweise zu ziehen, der wahrscheinlich von der Freiheit der Entscheidung und dem Bewusstsein herrührt, dass das Zusammenleben je nach Bedürfnissen auch wieder verändert werden kann.

Das Format des Filmes ist allerdings etwas trocken. Auch wenn es nicht schadet, das Thema unspektakulär anzugehen, ist der Film dadurch, dass neben dem gezeigten Familienleben und den Selbstreflexionen nicht viel passiert, etwas

langatmig. Viele Aussagen und Sequenzen tragen inhaltlich nichts zum Film bei.

Eine der grössten Schwächen sind die Comiceinschübe. Sie folgen keiner klaren Linie und häufig ist unklar, was ausgesagt werden soll. Weder sind sie eine Reproduktion der alternativen Modelle noch eine Karikatur der stereotypischen Lebensmodelle, die als eine Art Spiegel fungieren könnten. Deshalb scheint es unpassend, dass sie sich Klischees bedienen, wie dass die Frau rosa trägt und der Mann blau und nicht kochen kann. Diese Details sind störend, wenn über Rollenmodelle gesprochen wird, die mit einem Geschlecht assoziiert werden. Die gewünschte Auflockerung zwischen den Porträts bleibt somit aus. Nichtsdestotrotz leistet der Dokumentarfilm einen Beitrag zur aktuellen Debatte zu den Geschlechterrollen und alternativen Lebensmodellen. **text: fabio peter, virginia pinder laube; bild: ALOCO**

vonanggno

Harder, Better, Faster, Stronger

Das Gym scheint in mancherlei Hinsicht der sportliche Bruder des Kapitalismus zu sein: Mit dem minimalen Aufwand zum maximalen Ergebnis, sich einen Wettbewerbsvorteil verschaffen, besser aussehen als die anderen, leistungsfähiger sein. Doch auch wenn die beiden einiges gemeinsam haben, gibt es dennoch gewichtige Unterschiede.

Vor knapp 5 Jahren stellte Simon Küffer, alias Tommy Vercetti, in seiner Kolumne im Onlinemagazin Journal B eine originelle Theorie auf. Sie geht sinngemäss so: Die Arbeit am eigenen Körper ist die Suche nach Gerechtigkeit in einer kapitalistischen Welt, die ihr Versprechen von Arbeit und Ertrag nicht einlöst. «Wenn ein junger Mensch täglich ins Fitness geht, diszipliniert seine Übungen macht und sich an das hält, was er sich vorgenommen hat, dann erreicht er auch, was er sich vorgenommen hat. Sein Körper scheint ihn nicht zu enttäuschen – im Gegensatz zum Markt, wo der Zusammenhang von Fleiss und Erfolg, von Arbeit und Lohn längst zur Floskel geworden ist, und höchstens noch für die Finanzbranche gilt. Das Gym ist die gerechte und intakte Welt des Kleinbürgers», so Küffer.

Fitness und Kapitalismus, diese Verknüpfung ist nicht neu. Das Gym muss schon lange als Sinnbild der selbstoptimierenden Leistungsgesellschaft erhalten. Menschen stählen ihre Körper, um jedes Quäntchen Potential aus sich zu wringen, besser auszusehen, sich quasi einen Wettbewerbsvorteil zu verschaffen. Gefestigt wird diese Verbundenheit von

der Gym-Rhetorik, die sich längst in die Wirtschaft festgeschrieben hat: Nicht nur menschliche Körper, sondern auch Unternehmen sollen «fitter» und ihre Administrationen «schlanker» gemacht werden, um gegen die Konkurrenz zu bestehen.

Das Interessante an Küffers Text ist nicht, dass er mit dieser Auffassung bricht, sondern, dass er sich ernsthaft bemüht, die Bande zwischen Fitness und Kapitalismus aus einer kritischen Warte zu untersuchen. Die These verdient es, weiter gedacht zu werden: Wo lassen

sich weitere Parallelen zwischen Fitness und Kapitalismus ziehen?

Shrugs für den Nacken

Wie kein anderer Sport pflegt Fitness die Struktur. Das fällt bereits auf, wenn man sich in ein Fitnessstudio begibt, das immer in verschiedene Bereiche unterteilt ist: Cardio, Freihanteln, Maschinen. Die räumliche Struktur orientiert sich dabei am jeweiligen Zweck der Geräte: Wer abnehmen will, geht aufs Laufband oder den Stepper, wer Muskeln aufbauen will zu

Die Gym-Rhetorik, hat sich längst in die Wirtschaft festgeschrieben: Nicht nur menschliche Körper, sondern auch Unternehmen sollen «fitter» und «schlanker» gemacht werden.

den Hanteln und Maschinen. Je nachdem, mit welcher Absicht man sich in ein Fitnessstudio bewegt, braucht man sich nur in gewissen Bereichen davon aufzuhalten, nur gewisse Maschinen und Gewichte zu bewegen. Die verschiedenen Übungen, die mit den Maschinen und Freigewichten durchgeführt werden können, ergänzen sich und erfüllen je ihre (hoch)spezifische Funktion. Das driftet teilweise ins Absurde: Die sogenannten «Shrugs», bei denen die Sportler*innen Kurzhanteln in den Händen halten und dann die Schultern hochziehen, trainieren zum Beispiel ausschliesslich die Nackenmuskulatur. Ähnlich wie bei der fordistischen Fließbandarbeit scheint eine konsequente Arbeitsteilung auch im Gym der effizienteste Weg das angestrebte Ziel zu erreichen. Dieser Effizienzgedanke findet im Trainingsplan einen weiteren Ausdruck.

Gewicht statt Umsatz

«Bist du zu schwach, um die Gewichte zurückzustellen? Dann brauchst du einen neuen Trainingsplan.» Dieser Satz, der über das Bild eines schwächling aussehenden Mannes geschrieben steht, hängt in meinem Stamm-Fitness an nicht so prominenter Stelle an der Wand. Trotzdem lese ich ihn wöchentlich. Nicht, weil er eine non-sexistische Abwandlung des in der Szene weit prominenteren Spruchs «Bist du zu schwach, um die Gewichte zurückzustellen? Dann wende dich an unsere Mitarbeiterinnen» ist, sondern, weil er auf eines der wichtigsten Instrumente des Kraftsports hinweist: den Trainingsplan. Nirgendwo sonst nimmt die Planung der eigentlichen Aktivität einen derart prominenten Posten ein wie hier. Der Begriff «Trainingsplan» ist quasi für Fitness reserviert. Jedenfalls liefert eine entsprechende Google-Anfrage auf der ersten Seite ausschliesslich Ergebnisse aus diesem Bereich.

Zweck des Trainingsplans ist das Erreichen der bestmöglichen Ergebnisse mit dem kleinstmöglichen Aufwand. Nicht umsonst finden sich zahlreiche Pläne mit Titeln wie «In nur einem Monat zum Traumkörper». Die Betonung der Effizienz eines Plans (nur ein Monat, dann sind schon Ergebnisse sichtbar) legt die Zweckrationalität hinter dem Sport offen. Fitness hat weniger Selbstzweck

Waren sind vergleich- und austauschbar. Sie lassen sich anhand klarer Kriterien in gut und schlecht einteilen. Das Übertragen solcher Denkmuster auf den menschlichen Körper ist toxisch.

als andere Sportarten, sondern holt sich seine Berechtigung extern, etwa beim Versprechen, besser auszusehen, sich fitter zu fühlen oder leistungsfähiger zu sein. Ein Trainingsplan macht das Erreichen dieser Ziele kalkulierbar und löst das Versprechen des Sports überhaupt erst ein.

Mit der kontinuierlichen Anpassung des Trainingsplans an die persönlichen Fitnessziele findet sodann eine Profitmaximierung statt, wie sie auch die Wirtschaft kennt. Um unsere Leistung zu bewerten, greifen wir dabei, wie Unternehmen, auf Kennzahlen zurück: Anstelle der Liquidität messen wir unser Gewicht, statt über den Umsatz Buch zu führen, beäugen wir uns im Spiegel. Die dadurch gewonnene Erkenntnis nutzen wir, um den Trainingsplan zu optimieren. Hat sich der Rücken nach ein paar Monaten nicht entwickelt, wie zu Beginn angedacht? Dann kommen mehr Klimmzüge ins Programm. Kaschiert eine hartnäckige Fettschicht die Bauchmuskeln? Dann gehts nach jedem Training noch zwanzig Minuten aufs Laufband. «Bist du zu schwach, um die Gewichte zurückzustellen? Dann brauchst du einen neuen Trainingsplan.»

Ein Sport ohne Wettbewerb

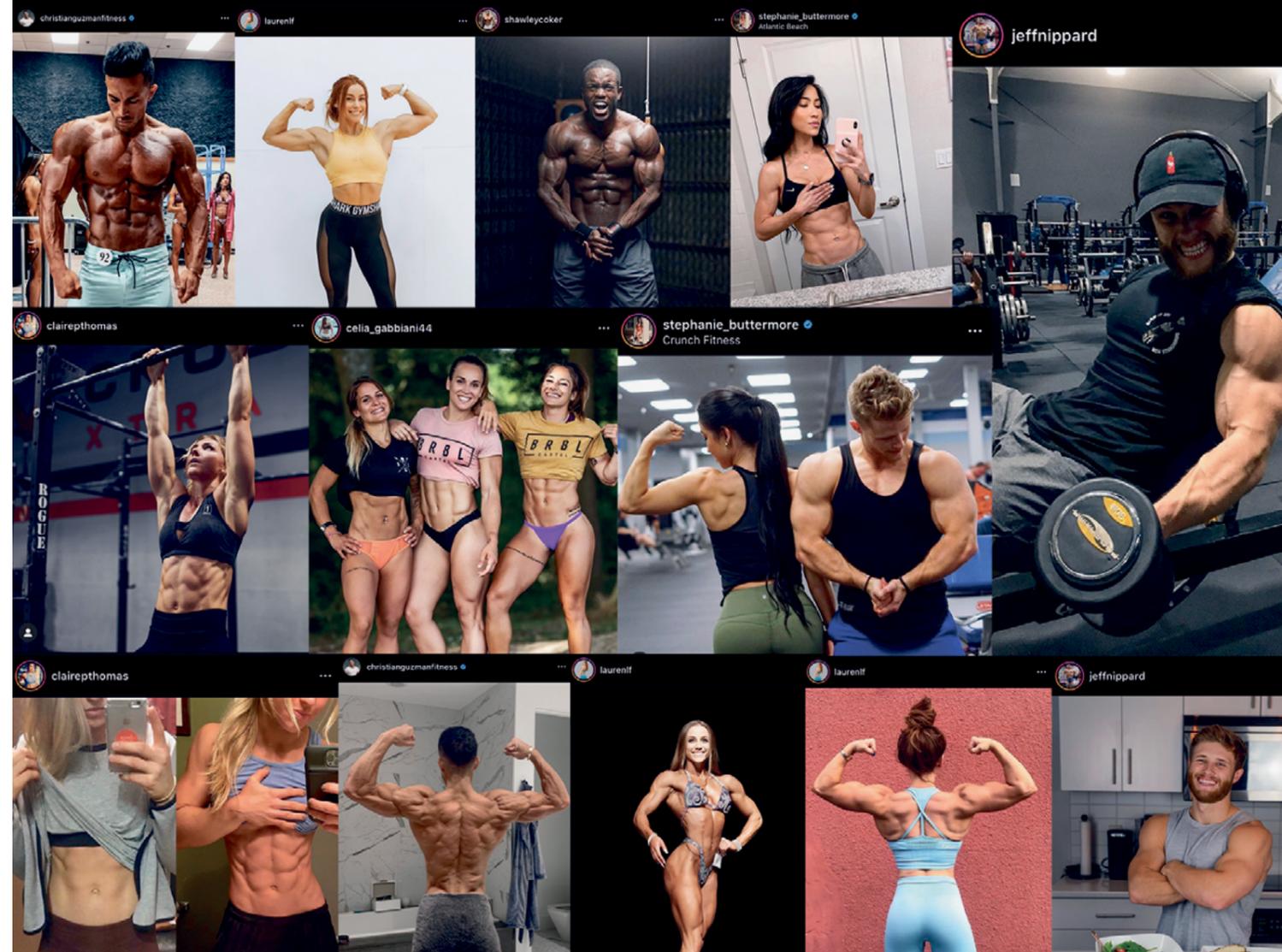
Zentral für eine kapitalistische Wirtschaft ist der Wettbewerb als oft beschworener Innovations-Katalysator und Triebfeder eines effizienten Umgangs mit knappen Ressourcen. Die Idee: Wer sich auf einem kompetitiven Markt behaupten und nicht von der Konkurrenz überholt werden will, muss die eigene Produktion möglichst effizient, ressourcenschonend und innovativ organisieren. Davon profitierten die Konsument*innen, die aus einer breiten Palette von Produkten jenes aussuchen können, das ihre Bedürfnisse am besten befriedigt.

Mit dem Wettbewerb im Fitness ist es etwas weiter her als mit der Effizienz und der Profitmaximierung. Eingangs muss festgehalten werden, dass der Sport an sich keinen eigentlichen Wettbewerb kennt. Natürlich gibt es das kompetitive Bodybuilding. Jedoch dürfte lediglich eine vernachlässigbare Minderheit aller Gym-Besucher*innen tatsächlich einmal im Leben eine Bühne betreten, um in Konkurrenz zu anderen Kraftsportler*innen den eigenen Körper von einer Jury bewerten zu lassen.

Dies im Gegensatz zur krasen Mehrheit der übrigen Sportarten, die allesamt einen institutionalisierten Wettbewerb kennen und in der Regel in Konkurrenz ausgeübt werden. Selbst beim Fussballspielen auf dem Pausenplatz wird selten nur der Ball hin und her gekickt. Stattdessen werden innovative Wege gefunden, auch dann die fussballerischen Fähigkeiten zu messen, wenn kein Tor zur Verfügung steht. Im Gym ist das anders: Die überwiegende Mehrheit der Menschen betreibt den Sport geräuschlos.

Der Körper wird zur Ware

Das Fehlen eines institutionalisierten Wettbewerbs bedeutet jedoch nicht, dass Fitness keinen Wettbewerb kennt, sondern lediglich, dass dieser dem Sport nicht inhärent ist. Vielmehr wird er von aussen übergestülpt: Ein quasi-Wettbewerb findet auf Social-Media statt. Dort bieten Influencer*innen ihre (im Gym gemachten) Körper für Likes und Follows feil und führen sie damit der kapitalistischen Verwertung zu. Dabei muss die Gegenleistung für ihre Körper nicht unbedingt geldwert sein. Es reicht bereits für den eigenen Körper irgendeine Gegenleistung zu verlangen, sei es in der Form von Anerkennung, Wertschätzung, Likes oder dann doch auch Geld. Erst indem sich der Körper in die



Perfekte Bodys auf Social-Media: Instagram trägt den Wettbewerb ins Gym.

Social-Media ist die Brücke zwischen Fitness und Kapitalismus.

kapitalistische Verwertung eingliedert, entsteht Konkurrenz. Das macht Social-Media zur Brücke zwischen Fitness und Kapitalismus, weil es Wettbewerb ermöglicht. Dabei treten sich nicht nur die Influencer*innen mit ihren oft handfesten pekuniären Interessen gegenüber, sondern auch die passiven Konsument*innen, die ihre eigenen Körper und die ihrer Mitmenschen an den Social-Media-Idealen messen.

Den mittelbaren Effekt dieses zur-Ware-machens haben Studien erforscht. Es ist nicht erstaunlich, dass der Selbstwert von Personen, die regelmässig

Fitness-Content auf Social-Media konsumieren, sinkt. Das Beobachten von Menschen, die ihre Körper zur Ware machen und sie dadurch der kapitalistischen Verwertung zuführen, legt den Schluss nahe, dies auch mit dem eigenen Körper zu tun. Das Problem: Waren sind vergleich- und austauschbar. Sie lassen sich anhand klarer Kriterien in gut und schlecht einteilen. Das Übertragen solcher Denkmuster auf den menschlichen Körper ist toxisch.

Das antikapitalistische Moment

Die Tatsache, dass sich dieser Sport einiges vom Kapitalismus abkupfert, macht ihn nicht an sich schlecht. Stattdessen ist es nachvollziehbar, dass Fitness, das eine gewisse Zweckrationalität miteinschliesst, die zielgerichteten Methoden der kapitalistischen Produktion imitiert. An dieser Stelle aber eine Relativierung: Natürlich macht das Gym Spass. Dem durch den wenig originellen Verweis auf

die Stumpfheit und Monotonie des Sports eine Absage erteilen zu wollen, verkennt etwas Grundlegendes: Sport braucht nicht komplex zu sein. Sport soll vor allem anstrengen, den Körper spürbar machen und Freude bereiten.

Dass die Imitation des Kapitalismus nicht perfekt ist, zeigt sich denn auch am Fehlen eines inhärenten Wettbewerbs. Hier hat das Gym gar ein antikapitalistisches Moment. Aus eigener Erfahrung kann ich jedenfalls sagen: Wer den Abstand vom kompetitiven Breitensport – und vielleicht auch vom kompetitiven Alltag – sucht, wird ihn im Gym womöglich finden. Und wer für die (ansehnlichen) Konsequenzen, die der regelmässige Gym-Besuch mit sich bringen kann, keine Gegenleistung verlangt, muss sich nicht einmal die Moralkeule um die Ohren hauen lassen. **text: yannic schmezer; illustration: mirjam klaus**



«Das plakativ- Provokative einiger Juso ist nicht mein Stil.»

Cathrine Liechti ist Juso-Mitglied, 25 Jahre alt und bereits Parlamentspräsidentin einer Berner Grossgemeinde. Mit der *bärner studizytig* sprach sie über Quotenfrauen, Politik-Treffs im Altersheim und darüber, was in der Schweizer Gesundheitspolitik alles schief läuft.

Cathrine, mit 25 bist Du Parlamentspräsidentin in Köniz, der viertgrössten Gemeinde des Kantons Bern. Wie schafft man das?

Parlamentspräsidentin zu werden ist relativ einfach. Im Könizer Parlament stellt im Turnus jedes Jahr eine andere Partei eine Vertreterin oder einen Vertreter für dieses Amt. Und 2020 ist nun die SP dran.

Das ist jetzt nur die technische Seite – wieso aber wählte die Partei genau dich?

2018 wurde ich für das Vizepräsidium angefragt. Dieses Amt interessierte mich. Es war für mich eine gute Möglichkeit, um bekannter zu werden. Als junge Frau ist es zudem mein Ziel, weitere junge Frauen zu motivieren, damit diese sich in der Politik engagieren.

Das erklärt aber immer noch nicht ganz, warum Du und nicht eine erfahrene Kandidatin nominiert wurde.

«Frauenquote ist mehr als ein Schimpfwort – oftmals haben Frauen weniger Chancen als Männer, da braucht es solche Mittel.»

Die SP in Köniz will den politischen Nachwuchs fördern. Und da passe ich sehr gut rein. Das geschieht sicher nicht ohne Hintergedanken: Indem die Partei Junge aufstellt, ist es einfacher, junge Wählerinnen und Wähler zu erreichen.

Könnte man sagen, dass du eine junge Quotenfrau bist?

Ein paar Leute sehen das sicher so, dass muss ich akzeptieren. Der Begriff Frauenquote hört sich für mich aber zu sehr nach einem Schimpfwort an – doch manchmal braucht es genau solche Mittel, weil eine Frau oftmals immer noch weniger Chancen hat als ein Mann. Ich will aber beweisen, dass ich mehr als eine junge Quotenfrau bin.

Wie willst du die Kritiker überzeugen?

Obwohl noch jung, bringe ich bereits viel Erfahrung und jede Menge Qualitäten in das Amt. Beispielsweise habe ich bereits Erfahrung darin, ein Präsidium zu führen, da ich unter anderem Co-Präsidentin der Eidgenössischen Jugendsession war und auch Co-Präsidentin des Jugendparlaments Köniz.

Das klingt, als hätte Dich die Politik bereits früh gepackt.

Ja. Mit 14 regte ich mich so sehr über die Politik der Erwachsenen auf, dass ich entschied, mich politisch zu engagieren. Ich fand es unfair, dass alte Männer und Frauen Entscheide treffen, die sie weniger lange betreffen als uns Junge. Wir sind es, die mit den Konsequenzen der heutigen Beschlüsse leben müssen. Deshalb nahm ich an der Eidgenössischen Jugendsession teil und kandidierte schliesslich für das Parlament in Köniz. Da habe ich gemerkt, dass ich auch als Jugendliche etwas verändern kann.

War für dich von Beginn weg klar, dass du den Juso beitretest?

Nein, zu den Juso ging ich erst mit 18. Ich schätzte sehr, dass man im Jugendparlament Politik machen konnte, ohne in einer Partei sein zu müssen. Mit 14 hätte ich mich noch keiner Partei zuordnen können oder wollen. So hatte ich den Raum herauszufinden, was überhaupt meine eigene Meinung ist. Im Parlament politisiere ich heute in der SP-Fraktion, bin aber nach wie vor Juso-Vertreterin.

«Mit Wut als Antrieb ist es schwierig, lösungsorientiert zu politisieren.»

Für eine Juso-Politikerin wirkst du sehr unaufgeregt.

Wo bleibt die Wut, die viele Jungpolitiker*innen antreibt?

Ich befürworte eine lösungsorientierte Politik – das ist problemlos auch als Juso-Politikerin möglich. Dazu gehört, dass man Themen ausdiskutiert und auch andere Meinungen einbindet und akzeptiert. Die eigene Meinung ist nie absolut. Es gilt für alle, die eigenen Standpunkte regelmässig zu hinterfragen. Allein mit Wut als Antrieb ist es schwierig, lösungsorientiert zu politisieren.

Sind Dir die Juso deshalb teilweise zu extrem?

Das plakativ-Provokative einiger Juso ist sicher nicht mein Stil. Aber logisch: eine Partei definiert sich über klare

Positionen und bei einer Jungpartei können diese auch mal provokativer sein. So erregt man Aufmerksamkeit für gewisse Probleme. Eine Partei setzt sich glücklicherweise aber immer aus verschiedenen Meinungen zusammen.

«Ich will politische Prozesse mitprägen, deren Folgen direkt vor der eigenen Haustür sichtbar sind.»

Nun bist du Parlamentspräsidentin einer Grossgemeinde. Eine eigene Homepage hast du aber nicht. Dabei ist das heute schon fast Voraussetzung für eine erfolgreiche Politikkarriere. Hast Du keine weiteren Ambitionen?

Doch. Momentan fokussiere ich mich aber vollständig auf die Gemeindepolitik. Es macht Spass, politische Prozesse mitzuprägen, deren Folgen direkt vor der eigenen Haustür sichtbar sind. Hier kann ich am meisten bewirken. Ob ich eines Tages auf die kantonale oder gar die nationale Ebene wechsle, habe ich noch nicht entschieden.

Was ist der Grund, dass sich viele Junge nicht für die Politik interessieren?

Ich sehe das ein wenig anders, viele Junge interessieren sich für die Politik. Meist ist das Interesse halt einfach stärker themenspezifisch. Das sieht man beispielsweise bei vielen Klimajugendlichen: Das Thema Klima interessiert und mobilisiert, andere politische Themen sind ihnen dann oft aber bereits wieder egal.

Ist das Desinteresse also gar nicht so gross?

Das ist schwierig abzuschätzen. Was aber sicher ein Problem ist, ist die relativ grosse Lücke zwischen der 9. Klasse und dem 18. Geburtstag. In der Schule werden politische Themen noch eher behandelt als in der Lehre. Wird ein Jugendlicher mit 18 stimmberechtigt, ist die Politik oftmals bereits zu weit weg.

Als Parlamentspräsidentin hast Du Dir zum Ziel gesetzt, die Politik näher zu den Leuten und damit auch zu den Jungen zu bringen. Wie soll das gehen?

Wir werden Parlamentssitzungen in der ganzen Gemeinde Köniz abhalten. Als nächstes beispielsweise in Niederscherli, meinem Heimatdorf. Dort findet die Sitzung in der Schule statt. Die Schülerinnen und Schüler werden dem Parlament in einem Beitrag präsentieren, was sie sich für die Gemeinde Köniz wünschen. In Wabern gehen wir ins Altersheim, dort wird es um die Frage gehen: Wie wird man in Köniz alt? Die letzte Sitzung ist dann in Niederwangen. Dort politisieren wir im Jugendtreff. Es gab auch den Vorschlag eines Livestreams, damit die Leute von zuhause zuschauen können. Diese Idee kam aber leider nicht zustande.



«Zwischen der 9. Klasse und ihrem 18. Geburtstag verlieren viele Jugendliche den Bezug zur Politik.»

Als diplomierte Pflegefachfrau ist die Gesundheitspolitik Deine Paradedisziplin. Viele Pflegerinnen und Pfleger hören bereits jung auf zu arbeiten oder wechseln die Branche. Wie erklärst du dir die Unbeliebtheit dieses Berufs?

Das Hauptproblem sind die Finanzen. Ich arbeite bei der Insel im Kinderspital. Jedes Jahr schreibt der Betrieb rote Zahlen – und dann heisst es: sparen, sparen, sparen. Und gespart wird natürlich da, wo es am effektivsten ist, beim Personal. Wenn jemand kündigt, wird niemand neues eingestellt. Die verbliebenen Pflegerinnen und Pfleger müssen dafür umso mehr arbeiten, die Arbeit fällt ja nicht weg. Das führt zu Stresssituationen und lässt vielen die Lust am Job vergehen. Wer die Beliebtheit des Pflegeberufes steigern will, muss sich deshalb zwingend für mehr Geld in dieser Branche einsetzen.

Wie stehst du zur Pharma-industrie?

Ich finde vor allem das finanzielle Ungleichgewicht krass. Sowohl Pflege als auch Pharma kümmern sich ja grundsätzlich um das Wohl der Patienten. Bei uns wird aber gespart, in der Pharmaindustrie sind aber immer genügend finanzielle Mittel da, um ein zusätzliches Medikament herzustellen, das noch teurer ist als sein Vorgänger.

Was kann die Politik dagegen unternehmen?

Die Schweizer Politik sollte den Pharma-Multis besser auf die Finger schauen. Kontingente für Medikamente und starre Preisvorgaben lehne ich ab, das wäre ein zu starker Eingriff in die Wirtschaft. Statt aber viele öffentliche Gelder in die Erforschung neuer Medikamente zu stecken, plädiere ich dafür, vermehrt in die Pflegeausbildung und in Pflegestellen zu investieren. Das ist, was am Ende den Patientinnen zugutekommt.

«Die Lohnstruktur in den Spitälern sollte einmal genau unter die Lupe genommen werden.»

Befürwortest Du eine Einheitskrankenkasse?

Zumindest in der Grundversicherung, ja. Der heute herrschende freie Markt hat nicht einen Preiskampf zwischen den Anbietern, sondern höhere Preise zur Folge. Es gibt zu viele unterschiedliche Krankenkassen, Angebote und Preise. Da den Durchblick zu behalten ist fast unmöglich.

Wo siehst Du sonst noch Verbesserungspotential?

Die Lohnstruktur in den Spitälern und im Gesundheitswesen generell sollte einmal genau unter die Lupe

genommen werden. Klar, eine Ärztin trägt mehr Verantwortung als ein Pfleger, der Lohnunterschied, der zwischen den beiden besteht, ist aber krass. Solche Differenzen sind in keiner Art und Weise gerechtfertigt.

Deine Amtszeit als Parlamentspräsidentin ist noch sehr kurz. Kannst Du bereits ein erstes Kurzfazit ziehen?

Die Aufgabe gibt viel zu tun: Sitzungen organisieren, Mails beantworten, Dossiers vorbereiten. Pro Woche investiere ich dafür rund acht Stunden. Es ist nicht immer einfach, das mit meiner Vollzeitstelle im Kinderspital unter einen Hut zu bringen.

Und wie ist die Arbeit im Parlament?

Vor meiner ersten Sitzung war ich noch sehr nervös. Als es dann aber losging und ich merkte, dass mein junges Alter keine Rolle spielte, begann ich mich zu entspannen. Ich hatte das Parlament im Griff. Als ich das realisierte sagte ich mir: «Mou, das fängt.» **text: lucie jakob, melchior blum, mathias streit; bilder: mirjam klaus**

Rolf (27) aus Muri fragt:

Gibt es humorlose Kichererbsen?

Lieber Rolf

Fragen zur Ernährung beschäftigen die Menschheit schon seit Jahrtausenden. Denn wer nicht isst, ist nicht. Und für wen nicht ist, hat selbst die Antwort auf die existentielle Frage nach dem Sinn des Lebens einen faden Beigeschmack. Oder wie unser ehemaliger Bundesrat Johann Schneider-Ammann einst während eines Interviews sinngemäss im Halbschlaf murmelte: «Ohne Fressen keine Moral». Nun jedoch zu Deiner Frage, denn die entspringt nicht etwa einem flachen Wortwitz, sondern hat uns alle schon um den Schlaf gebracht. Aber kein Grund zur Sorge: Auch wenn mein Name zunächst ausschliesslich auf meine Bohnenexpertise verweist – er leitet sich vom lateinischen Wort für Bohne, «faba», ab – habe ich in meinem Leben genug libanesische Sandwichs verdrückt, um mir eine abschliessende Antwort auf Deine Frage anmassen zu können. Und die lautet folgendermassen: Es gibt keine humorlosen Kichererbsen. Es gibt nur humorlose Französis*innen. Anders lässt sich nicht erklären, dass die Kichererbse auf französisch «pois chiche» genannt wird, was wörtlich übersetzt «schäbige Bohne» heisst. Dabei ist nicht die Kichererbse schäbig, sondern nur die Aufarbeitung Frankreichs seiner Kolonialherrschaft in denjenigen Gebieten, in denen die Kichererbse geröstet oder als Falafel verzehrt wird. Dabei wäre es höchste Zeit für die Grande Nation, Taboulé rasa zu machen und sich mit der

Kichererbse zu versöhnen. Wie dem auch sei. Dass es keine humorlosen Kichererbsen gibt, mag auf den ersten Blick erstaunen. Kichererbsen müssen stets mit wenig Wasser auskommen und wachsen häufig in konfliktreichen Regionen auf. Die wenigsten Kichererbsen profitieren zudem von einer gutgemeinten Patenschaft. Umso herzerwärmender ist es, dass sie ihren Humor und ihre Nährstoffe nie verlieren. Wenig is(s)t eben manchmal mehr. Nach dieser Antwort fragst du dich jetzt sicher: Worüber kichern denn die Kichererbsen? Das kommt ganz darauf an. Manche haben einen eher trockenen Humor, andere sind eingelegt. Hinzu kommen individuelle Präferenzen: So ist die dunkle Cicer arietinum fo. macrospermum für ihren äusserst schwarzen Humor bekannt. Um ihn zu ertragen, brauchst Du wie die Kichererbsen ein dickes Häutchen – oder einen Pürierstab. Zu Hummus verarbeitet sind die Kichererbsen nämlich ganz schön stinkig drauf.

Dein Experte fpe

Auch wenn es die Dozierenden zu Semesterbeginn kollektiv und repetitiv abstreiten – es gibt sie, die dummen Fragen! Unser ExpertInnenteam nimmt sich ihrer an: eloquent, sachkundig und auch durchaus verständnisvoll. Sende jetzt deine Frage an frage@studizytig.ch und GEWINNE zwei Tickets für einen Eintritt in den Dachstock.

Beratungsstelle der Berner Hochschulen

Beratung / Coaching

Persönliche Beratungen zu Themen wie: Studiengestaltung (Studienplanung, Studienfachwechsel und Fächerkombination, Alternativen zum Studium, Koordination von Studium und Erwerbsarbeit, Studium und Familie, Studienfinanzierung), Arbeits- und Lerntechniken und Bewältigung von Prüfungen, Laufbahnplanung und Berufseinstieg, Konflikte in persönlichen und studienbezogenen Beziehungen, Schwierigkeiten, Krisen und persönliche Entwicklung.

Mailberatung für Studierende zu Informationsfragen und bei persönlichen Anliegen unter www.beratungsstelle.bernerhochschulen.ch

Unsere Angebote sind vertraulich und unentgeltlich. Telefonische oder persönliche Anmeldungen nimmt das Sekretariat entgegen.

Information

Infos, Tipps und Downloads zu Lern- und Studienkompetenzen, z.B. zum Lernen, zum wissenschaftlichen Schreiben, zum Referieren, zur Prüfungs- und Stressbewältigung, gegen das Aufschieben (Prokrastination), Wegweiser zur Studienfinanzierung, Hilfreiche Infos und Materialien zu verschiedenen Studienphasen: Studienbeginn, Übergang Bachelor-Master, Doktorat sowie zum Berufseinstieg: Kompetenzprofil, Berufsfelder, Stellensuche, Bewerbung, Vorstellungsgespräch. www.beratungsstelle.bernerhochschulen.ch

Zu studiumsbezogenen und zu psychologischen Themen (z.B. persönliche Entwicklung, Beziehungen, Depressionen, Ängste, Konflikte) finden Sie ausgewählte Fachliteratur in unserer **Bibliothek**.

Workshops

Wir leiten Workshops zu Themen wie: Lern- und Arbeitstechniken, Referatskompetenz, wissenschaftliches Schreiben, Prüfungssituation, Stressbewältigung, persönliche Entwicklung und Sozialkompetenz, Berufseinstieg, Laufbahnplanung, Mentoring (Programm auf unserer Website).

Beratungsstelle der Berner Hochschulen

Erlachstrasse 17, 3012 Bern

Tel. +41 31 635 24 35

E-Mail: beratungsstelle.bernerhochschulen@be.ch

Website: www.beratungsstelle.bernerhochschulen.ch

Montag bis Freitag 8.00 - 12.00 und 13.30 - 17.00 Uhr (Freitag bis 16.30 Uhr)

Die Bibliothek ist am Mittwochvormittag geschlossen.

Die Beratungsstelle ist auch während der Semesterferien geöffnet.

No, no...
This isn't gossip.
It's the truth.



Die bärner studizytig sucht

Wir suchen alle, die sich als Retter*innen der Demokratie aufspielen wollen, aber bei der Republik kein Praktikum bekommen haben. Wir suchen alle, die in diesem Sads die Fehler finden. Wir suchen alle, die voll fly die Jugendsprache beherrschen tun #Ehrenmann #Ehrenfrau. Wir suchen alle, die glauben, dass der Printjournalismus am Ende ist und mit uns zusammen untergehen wollen. Egal ob du bereits auf der Redaktion einer Lokalzeitung Karriere gemacht hast oder deine ersten publizistischen Gehversuche an unserer Seite tätigen willst, ob du «was mit Sprache» studierst oder dich im universitären Alltag mit endothermen Reaktionen beschäftigst, du noch gestern am Tag des Studienbeginns warst, die letzten Gefässe im KSL zu füllen versuchst oder gar schon dein Diplom vom Dekanat entgegengenommen hast: Bei der *bärner studizytig* finden alle motivierten Schreibendenhänd*innen eine Tastatur zum behämmern.

Melde dich unter info@studizytig.ch

Rätsel



Welcher Filmtitel versteckt sich in der Collage?

Sende das Lösungswort bis am 31. März 2020 an raetsel@studizytig.ch. Zu gewinnen gibt es 1x2 Tickets für die Vorstellung des Stückes «Die verkaufte Braut» vom Konzert Theater Bern am 9. April 2020. Viel Erfolg!



Hier noch kopflose WC-Kinder zum Essen (Restaurant Zendermätteli)

Impressum

Die *bärner studizytig* wird herausgegeben vom Studentischen Presseverein an der Universität Bern. Sie erscheint 4x jährlich mit einer Auflage von 11'857 Exemplaren.

Redaktion

Annina Burgherr (anb), David Burgherr (dab), Aline Haslebacher (aha), Céline Honegger (ceh), Luca Hubschmied (lh), Lucie Jakob (luj), Martina Peter (mpe), Melchior Blum (meb), Mirjam Klaus (mik), Lisa Linder (lil), Lynn Loosli (lol), Ivie Onaiwu (ivo), Fabio Peter (fpe), Noah Pilloud (nop), Karin Roethlisberger (kar), Céline Rüttimann (crt), Rahel Schaad (ras), Yannic Schmezer (yas), Lukas Siegfried (lus), Jana Schmid (jas), Janine Schneider (jsc), Mathias Streit (mas), Saare Yosief (say), Virginia Pinder Laube (vpl),

Externe

Design: Jacqueline Brügger, Paolo Riva
Bilder: ALOCO Bern, Mirjam Klaus, Lisa Linder, Adrian Moser, Martina Peter, Thær Njoom, Unisport Bern
Illustrationen: Lisa Linder, Mirjam Klaus
Layout: Alice Fankhauser
Rätsel: Alice Fankhauser
Lektorat: David Burgherr (dab)
Webseite: Felix Brönnimann, Julian Morf, Lukas Bieri; dreigestalten

Werbung

inserate@studizytig.ch

Kontakt

bärner studizytig, 3000 Bern
info@studizytig.ch, www.studzizytig.ch

Druck

Mittelland Zeitungsdruck AG (AZ Print), Aarau

Redaktionsschluss *bärner studizytig* # 20:

24.04.2020

Inserate-Annahmeschluss: 17.04.2020

Erscheinungsdatum (Versand): KW 20

Adressänderungen bitte melden an:

abo@studizytig.ch

Die *bärner studizytig* dient der Studierendenschaft der Universität Bern (SUB) als Publikationsorgan für Informationen für ihre Mitglieder auf den SUB-Seiten. Für SUB-Mitglieder ist das Abo der *bärner studizytig* im SUB-Mitgliederbeitrag inbegriffen.

Du bist nicht SUB-Mitglied, möchtest aber die *bärner studizytig* trotzdem nach Hause geschickt bekommen? Kein Problem! Sende eine E-Mail mit deiner Adresse an abo@studizytig.ch. Die Daten werden selbstverständlich vertraulich behandelt und nicht weitergegeben.

Du möchtest die *bärner studizytig* nicht mehr im Briefkasten? Dann schlafe noch eine Nacht darüber. Wenn du sie dann wirklich nicht mehr willst, sende eine E-Mail an abo@studizytig.ch.



musiktheater

DIE VERKAUFTE BRAUT

OPER VON BEDŘICH SMETANA
Ab 08. März 2020, Stadtheater

Musikalische Leitung **Matthew Toogood**
Regie **Adriana Altaras**

MIT LEGI
50% im VVK
Last-Minute-
Billette 15,-

in Kooperation mit der



**KONZERT
THEATER
BERN**

www.konzerttheaterbern.ch

TREFFPUNKT³

EIN THEATERTANZ-PROJEKT MIT STUDIERENDEN
ZU FREUNDSCHAFT, SCHMERZ UND DER
BEGEGNUNG MIT ABBA.

IN DER HEITERE FAHNE,
WABERN, DORFSTRASSE 22
FR 24. APRIL, 19.30
SO 26. APRIL, 16.00
DO 30. APRIL, 19.30

KOLLEKTE

IM HAUS DER RELIGIONEN BERN,
EUROPAPLATZ
DO 7. MAI, 19.00

KOLLEKTE

KONZEPT, MUSIK, CHOREOGRAFIE:
AFI SIHA HUZARWU
REGIE: SILVIA TAPIS

TREFFPUNKTHOCHDREI.CH



**20%
RABATT**
FÜR SCHÜLER &
STUDENTEN

**ZEIT FÜR
EINE LERNPAUSE?!**

PIZZERIA RISTORANTE MOLINO, WAISENHAUSPLATZ 13, 3011 BERN
T: 031 311 21 71 | BERN@MOLINO.CH

PIZZERIA RISTORANTE
MOLINO